

Norm und regionale Variation. Zur realen Existenz nationaler Varietäten

Ludwig M. Eichinger (Mannheim)

Gliederung

1. Sprachen
 - 1.1. Europäische Kultursprachen als Standardsprachen
 - 1.2. Linguistische Sprachen und Standardsprachen
 - 1.3. Standardisierungsmerkmale
2. Variation und die Kategorie Nation?
 - 2.1. Variation und die Historizität ihrer Bewertung
 - 2.2. Und jetzt: Deutschland, Österreich und die Schweiz
 - 2.3. Varianten und Varietäten
3. Nationale Variation und nationale Varietäten
 - 3.1. An ihren Merkmalen sollt Ihr sie erkennen
 - 3.2. Grenzen des Standards
 - 3.3. Bedingungen von Variation
 - 3.4. Variabilität und ihre Bandbreite

1. Sprachen

1.1. Europäische Kultursprachen als Standardsprachen

Es ist wenig kontrovers, von den europäischen Kultursprachen, also dem Deutschen, Italienischen, Französischen oder Spanischen und weiteren zu sagen, sie hätten den Status der Standardsprachlichkeit erreicht, also jenen Zustand, in dem, um es direkt auf das deutsche Beispiel hin zu formulieren, eine als Druck- und Schriftsprache entwickelte Form auch weite Räume der öffentlichen und halböffentlichen Mündlichkeit eingenommen und dadurch die

Sprechsprachen der Vergangenheit, die „Mundarten“, marginalisiert hat.¹ Damit heißt Standardisierung aber auch, dass ein sprachliches Muster konstruiert worden ist, zu dem von keiner der ursprünglich natürlich gesprochenen sprachlichen Formen ein unmittelbarer Weg führt. Diese Konsequenz wird zumindest nicht immer mitgedacht. So gesehen ist das Sprechen davon, bei den Dialekten und vergleichbaren sprachlichen Formen handle es sich um Varietäten des Deutschen, eigentlich eine sehr indirekte Sprechweise.

Dazu kommt auch, dass Standardsprachlichkeit zumindest für Deutschland in der Phase durchgesetzt wurde, zu der eine solche Leitform den Wünschen nach nationaler Identifikation wie nach funktionierender nationaler Organisation entspricht. Standardsprachlichkeit und die entsprechende Tendenz, Mündlichkeit nach Schriftlichkeit zu modellieren, ist damit ein typisches Phänomen vom Ende des langen 19. Jahrhunderts – das heißt bis in die Weimarer Republik hinein. Schlagendstes Beispiel dafür scheinen mir nach wie vor Bewusstsein und Sprachgebrauch der jüdischen städtischen Emigranten, die in den 30er Jahren nach Israel ausgewandert waren, wie es von Anne Betten vor einiger Zeit untersucht worden ist (s. Betten 2000). Die Aufnahmen und das sich äußernde sprachliche Bewusstsein stellen die Erinnerung an einen sozialen Stil dar, der durch eine schriftsprachnahe sprachliche Praxis gekennzeichnet ist. Der Bezug auf diesen historischen Befund zeigt schon, dass wir uns jetzt in einer sprachlichen Phase befinden, in der diese Ausprägung von Standardsprachlichkeit nicht mehr gilt.

Schon damals, es ist ja das die Zeit, in der der Rundfunk allmählich an Bedeutung gewinnt, sieht man, dass die traditionelle Annahme der Schriftlichkeit als Leitmedium allmählich zu bröckeln beginnt, auch wenn es im normativen Denken nach wie vor eine zentrale Rolle spielt. An der Sprache im Rundfunk sieht man, wie Mündlichkeit zunächst als eine sekundäre Verwendung von der Schriftlichkeit abgeleitet wird – das gilt ja auch für unsere Ausspracheregeln, die ja zumeist als Regeln für die Aussprache von Buchstaben formuliert werden. Das neue Medium hatte seine Sprachform noch zu üben.

Es ist aber offenkundig, dass mit den medialen Umbrüchen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die tradierte schriftsprachliche Norm weniger und weniger als die alleinige Basis sozial angemessenen sprachlichen Verhaltens angesehen, sondern dass umgekehrt Schriftlichkeit nunmehr auch auf verschiedene mündliche Praxen rückbezogen wird – gerade das Fernsehen kennt eine Menge von so gelagerten Formen. Dadurch verliert die schriftliche Standardnorm ihre strikte Dominanz. Das wirkt aus dem Grund nicht so auffällig, da

¹ Eine erste Behandlung dieses sachlichen und terminologischen Umfelds findet sich bei Steger 1988.

diese Norm bei weitem nicht in allen Bereichen voll ausformuliert ist – und das betrifft nicht nur Wortschatzfragen. Damit gibt es einen erheblichen Spielraum, in dem die Ausgestaltung des Standards im Einzelnen der Übereinkunft der normgebenden Schichten und Instanzen entspricht. Zur Recht hat also Hans-Jürgen Heringer seinerzeit formuliert: „Normen ja, aber meine“ (Heringer 1980), denn der bildungsbürgerliche Professor ist genau eine der nunmehr in die Vielfalt der individualisierten Erlebnisgesellschaften gefallen Eliten, die ihr Normverständnis zu generalisieren vermochten. Neu ist aber eigentlich nicht das, sondern der Tatbestand, dass konfligierende Ansprüche in den letzten Jahrzehnten ein erhöhtes Gewicht erhalten.

Unter diesen Bedingungen ist Standardsprache keine homogene Varietät und auch kein Bündel von Varietäten, sondern der durch zentrale und prototypische Kennzeichen ausgezeichnete Raum zwischen sprachlichen Leitplanken, deren genaue Setzung dem gesellschaftlichen Interessendiskurs (natürlich nicht völlig frei) anheim gegeben ist. Man kann das auch anders ausdrücken: die Standardvarietät ist nur dann noch eine Varietät, wenn an den verschiedensten Stellen eine Vielfalt von Variabilität eingebaut ist. Da die Kombination verschiedener Variablen aber auch nicht beliebig möglich ist, sondern miteinander korreliert, bedingt diese Mengenausdehnung eine Beschreibung, die nicht mehr auf die vollständige Ausdifferenzierung einer Standardvarietät hinausläuft.

In dieser Sicht liegt es näher, den Standard als einen Pool zu betrachten, aus dem sich abduktiv die sprachlichen Praxen höchster Öffentlichkeit ableiten lassen. Nur so lässt sich erklären, dass wir nicht genau wissen, was in allen Einzelheiten die Standardsprache ausmacht, dass wir aber sehr wohl im konkreten Fall eine Vorstellung davon haben, was wir von einer standard-sprachlichen Äußerung erwarten würden. Dabei ist nicht ausgeschlossen, dass der Konsens darüber nur scheinbar besteht. Denn sicherlich gibt es einen Kern von Eigenheiten, bei denen alle Sprecher des heutigen Deutsch darüber übereinstimmen würden, sie kennzeichneten die Standardsprache. Da auf diese Weise aber nur ein bestimmter Kernbereich beschrieben wird, kann dabei eine ganze Menge von Variation ausgeblendet werden. Der durch die Textsorten und die Kommunikationssituation gesetzte Rahmen ruft durchaus verschiedene sprachliche Eigenheiten hervor, die mit diesem standard-sprachlichen Kern als kompatibel angesehen werden.

1.2. Linguistische Sprachen und Standardsprachen

Wenn man den Standard und seine Normen auf diese Weise bestimmt, haben die normierten Standards wenig mit den zentralen Definitionsmerkmalen zu tun, mit denen die Systemlinguistik Sprachen kennzeichnet. Das gilt jedenfalls für die verschiedenen strukturellen Ansätze, seien sie die vom Innatismus geprägten, von denen Sprache als anthropologische Grundausstattung des Menschen angesehen wird, seien es die strukturalistischen Versuche in der Gefolge der de Saussureschen Annahmen. Wenn auch niemand bestreiten wird, dass es sich bei den in diesen Kontexten formulierten Feststellungen über ihren Charakter um Basisannahmen für das Phänomen Sprache insgesamt handelt, so ist doch offenkundig, dass man mit den in diesen theoretischen Umgebungen formulierten Annahmen der sprachlichen Variation in historischen Standardsprachen des hier ins Auge gefassten Typs nicht angemessen Herr wird.

Standardnormen sind nicht hinreichend zu begründen als eine Optimierung von Universalien, die durch typologische Restriktionen parametrisiert würden. Sprachliche Normen sind vielmehr kulturelle Artefakte, ihre Erscheinung ist dadurch modifiziert. Sprachen in diesem Sinn sind natürlich nicht unabhängig von den prinzipiellen universalistischen Annahmen über Sprachen, die Entwicklung eines Feldes sprachlicher Variation, die durch dezidiert schrift- und drucksprachlich gemeinte Formen bestimmt ist, ist damit aber allenfalls zu beschreiben. Die Erklärung des kulturellen Phänomens Standardsprache ist auf dieser Ebene nicht zu leisten. Schon der Effekt der Parametrisierung greift auf einer anderen Ebene zu: Im Kern zumindest zielt er auf die unterschiedlichen Entfaltungstypen natürlicher Sprachen und behandelt allenfalls am Rande die Frage, wie sich die Standardisierungsprozesse dazu verhalten. Nicht umsonst gerät daher in letzter Zeit die Erforschung nicht von solchen Prozessen betroffener Formen gesprochener Sprachen in den Mittelpunkt des Interesses universalgrammatischer Forschung.

Und so ist das auch mit dem sprachlichen System so eine Sache, wenn der Kompromissfaktor und die historische Bremse von Schriftlichkeit eingreifen. Ob das, was wir Standardsprache nennen, eigentlich vernünftig als ein synchrones System von Zeichen verstanden werden kann, ist fraglich. Nur zum Beispiel: Es ist unabweislich, dass Schriftsprachlichkeit Historizität in die Sprache bringt. Das sieht man etwa an der Begründung von Schreibungsnormen.

men, die auch von Traditionen des Schreibens Zeugnis geben, und nicht nur von synchron motivierbaren Prinzipien leben.²

Das Problem einer angemessenen Positionierung der Standardsprachen kommt nicht zuletzt daher, dass circa seit einem Jahrhundert bei der Untersuchung der europäischen Sprachen standardsprachliche Komplexe, d. h. solche mit einem dezidiert schriftsprachlichen Dach mit Rückwirkung auf die Mündlichkeit unter der Prämisse der Mündlichkeit untersucht wurden – wobei zur Steigerung der Paradoxie zumeist schriftsprachliche Texte im Zentrum des Interesses standen. Das führt auf der anderen Seite dazu, dass die traditionelle Untersuchung der Mündlichkeit im Umfeld der Dialektologie von Formen ausgeht, die als nicht im Fokus der Standardsprachlichkeit befindlich beschrieben werden, die Dialekte, die dann damit jeweils unmittelbar zu Gott bzw. zum mittelhochdeutschen Bezugssystem gelten.

Wie oben schon angedeutet, ist aber in einer sprachlichen Konstellation, die durch die Phase der Standardsprachlichkeit gegangen ist, Sprechsprachlichkeit nicht mehr das, was sie vorher war. Die sprachliche Welt aller europäischen Nationalsprachen ist dadurch gekennzeichnet, dass das Sprechen und mehr noch das Hören durch den Filter der gesprochenen Schriftsprache gegangen sind, um nun auf dieser Basis einen neuen Typ von Oralität zu entwickeln. Als deren Idealtypus kann in der gegenwärtigen deutschen Sprachlandschaft die professionell aber frei formulierte „gehobene“ Fernsehsendung gelten. Auch die Betrachtung der Dialekte als der historischen Fortsetzung der vorstandersprachlichen Sprechsprache kann nicht davon absehen, dass ihr Gebrauch nicht unabhängig von diesen generellen Konstellationen ist. Dennoch wird es natürlich so sein, dass die Sprecher des Deutschen, die in der Lage sein müssen, auf verschiedenen sprachlichen Ebenen zu interagieren, auf die Erfahrungen tradierter Mündlichkeit zurückgreifen, um die neue Mündlichkeit von der Schriftlichkeit abzusetzen.³

Dass Sprechen das Normalmedium sei, in dem sich Sprache auf natürliche Weise niederschlägt, stimmt also in Gesellschaften, die durch eine schriftsprachliche Kultur geprägt sind, nur mit Einschränkungen. Dem Glauben an die deterministische Dominanz des Sprechens und der Vorstellung vom sprachli-

² Ein solcher Fall sind im Deutschen z. B. die Eigenheiten der Fremdwortorthographie mit ihrer traditionellen Bevorzugung „griechischer“ Schreibungen.

³ Damit könnte man zum Beispiel so generelle Erscheinungen erklären wie die Präferenz für deiktische Tempora (Präsens, Perfekt) gegenüber absoluten Tempora (Präsens, Präteritum) im gesprochenen Deutsch. S. insgesamt Eichinger 1995, Thieroff 1992, Weinrich [1964] ⁶2001.

chen System ist auch der Glaube geschuldet, dass Normen selbstregulativ innerhalb dieses Systems ausgebildet würden. In Wirklichkeit aber sind die Festlegungen über strukturelle Eigenheiten des Standards Elemente eines gesellschaftlichen Interaktionsprozesses, ihre Beschreibung ist eine Aufgabe der Soziolinguistik. Bei der Begründung und Aushandlung von Systemkomplexen, die als standardsprachlich eingeschätzt werden sollen, geht es um Konsensfindung über eine adäquate Verbindung von miteinander korrelierenden Variablen in verschiedenen Situationen. Es ist offenkundig, dass zum Beispiel die erwartbaren sprachlichen Voraussetzungen in der Bundesrepublik Deutschland, in Österreich und der Schweiz allein schon hinreichen müssen, unterschiedliche Erwartungen über das zu erzeugen, was in diesem Kontext (noch) Standarddeutsch genannt wird.

Wie schon angedeutet, wirken im Deutschen bei der Aushandlung der standardsprachlichen Eigenheiten Effekte zusammen, die einerseits den Systematisierungswünschen von Drucksprachen geschuldet sind, die sich andererseits aus der Orientierung an prestigehaltigen Sprachgebräuchen erklären. Grenzen finden diese Aushandlungen zweifellos auch in den strukturellen Optionen, die in der Geschichte einer Sprachgemeinschaft gewählt und verstärkt wurden. Sie ergeben das, was man mit Sonderegger (1979, S. 237ff.) die Konstanten der deutschen Sprachgeschichte nennen könnte.

1.3. Standardisierungsmerkmale

Drei Trends und eine soziolinguistische Folge

Die Unklarheiten über den Status von Standardelementen kommen daher, dass Standardisierung zwar bestimmte Optionen bevorzugt und andere ablehnt, aber doch nicht völlig aus den Möglichkeiten ausbricht, die den typologischen Rahmen für die sprachliche Weiterentwicklung liefern.

Die Verdeutlichung grammatischer Zusammenhänge in Standardsprachen ist nicht zuletzt eine Antwort auf die Anforderung von Konstanz, die sich in drucksprachlichen und damit zusammenhängenden schriftsprachlichen Kontexten findet.⁴ Sie kommt mit Tendenzen in Widerstreit, von denen die Weiterentwicklung rein gesprochener Systeme geprägt wäre. Dieser Tatbestand kommt in der deutschen Sprachgeschichte seit der frühneuhochdeutschen Zeit zum Tragen. Man kann etwa sehen, dass sich die Differenzierungsmöglichkeiten im Bereich der verbalen Flexive eindeutig an schrift- und drucksprachlichen

⁴ Diese medialen Bedingungen für die Ausbildung des Deutschen werden ausführlich diskutiert bei Stetter 1997 und in den verschiedenen einschlägigen Arbeiten Michael Gieseckes (z. B. Giesecke 1992).

Verhältnissen orientieren, während in gesprochensprachlichen Systemen Verschleifungen eintreten. Die zeitlich damit parallel gehende Notwendigkeit, Pronomina zu setzen, würde ja eigentlich der Reduktion der Endungsflexive insgesamt Vorschub leisten, da ja der grammatikalisierte Gebrauch der Personalpronomina die eindeutige Personenzuordnung sichert. Im geschriebenen und dann auch im gesprochenen Standard wird die entsprechende Information aber in den Flexiven stärker ausdifferenziert, als das in den Alltagssprachlichen Realisierungen der Fall ist.

Zur Standardisierung gehört außerdem, dass die Regulierung quasi natürlicher struktureller Entwicklungen zu korrelieren ist mit externen Anforderungen, die den spezifischen Verwendungsbedingungen von Standardsprachen Rechnung tragen. Dem entsprechen etwa die Regelungen zum Gebrauch von Tempora und Modi, die eindeutig von der Sprecherablösung gekennzeichnet sind, wie sie für den Gebrauch geschriebener und mehr noch gedruckter Sprache üblich ist. Gemeint sind hierbei zum Beispiel die standardsprachlichen Regelungen zum Gebrauch von Präteritum und Perfekt, die in einer fehlerträchtigen Spannung stehen zum dominanten Perfektgebrauch im Alltagssprachlichen Bereich. Entsprechendes gilt für die Regelungen zur Differenzierung des Gebrauchs der verschiedenen Konjunktivtypen, deren Realisierung bekanntlich durch vielfältige formale Überschneidungen erschwert wird.⁵ Damit kommen vor allem die Verwendungen von Präteritum und Konjunktiv I in den Bereich stilistischer und textueller Differenzierung, werden Merkmale eines gehobenen Standard-Stils. In diese Richtung weisen die meisten neueren Beschreibungen dieser Bereiche der deutschen Grammatik. Vermutlich ließe sich Ähnliches für die Verwendung der synthetischen Konjunktive der starken Verben nachweisen. Ihre Akzeptanz in der gesprochenen Alltagssprache ist auf vergleichsweise wenige, häufige und semantisch zentrale Verben beschränkt: am problemlosesten in dieser Hinsicht sind zweifellos die Verwendungen der Hilfsverben *sein* und *werden*, sowie formale Sonderfälle wie *gehen*; bei fast allen anderen „normalen“ starken Verben ergeben sich deutliche stilistische Effekte. So sind schon Einleitungswendungen wie *ich dünkte* gegenüber etwas wie *ich würde meinen* als merkmalshaft zu betrachten. Auch sie kennzeichnen einen bestimmten Standard-Stil. Zu den historischen Spuren solcher Effekte gehören Bedeutungsdifferenzierungen für verschiedene Pluraltypen vom Typ *Wörter – Worte*: allein die Nutzung dieser Differenz ist ein Indiz für intendierten Standard. Die Differenzierung durch die Pluralflexion ist deswegen ein besonders geeigneter Kandidat, weil sie bei der Umstrukturierung der Flexion

⁵ Diese Erscheinung wird häufiger auf die Normierungsbemühungen der Grammatiker zurückgeführt, s. Eisenberg 1999, S.119–121.

in frühneuhochdeutscher Zeit besonders betroffen war. Im Neuhochdeutschen haben die rechts an das Nomen tretenden Flexive hauptsächlich die Aufgabe, die Pluralform auszuzeichnen.⁶ So eignen sich auch andere Differenzierungen in diesem Bereich zu entsprechenden Unterscheidungen: Präferenzen für unterschiedliche Pluraltypen wie *Generale* oder *Generäle*, *Wagen* oder *Wägen* usw. werden als Indikatoren für regionale Varianten des Standards gelesen, sie lösen gewisse Erwartungen bezüglich anderer zu erwartender Eigenschaften aus wie z. B. Genuspräferenzen oder Wahl bestimmter Fugenelemente.

Standardisierung ist zudem nicht einfach eine zusätzliche Erweiterung und Festigung eines ohnehin ausgespannten Kontinuums sprachlicher Varietäten, vielmehr ist mit der Implantierung eines – definitionsgemäß geschriebenen wie gesprochenen – Standards eine neue Hierarchie erstellt, die nicht mehr bestimmte Benutzergruppen und die mit ihnen verbundene Sprache bewertet, sondern die vorhandenen Sprachformen insgesamt neu positioniert: Erst jetzt wird die bis dahin normale gesprochene Sprache zum Dialekt, und damit eigentlich ihrer soziologischen Unauffälligkeit beraubt. Was bis dahin „Mundart“ gegen „Schreibart“ war, wird nun zu dem standardsprachlichen Konglomerat in geschriebener und gesprochener Form auf der einen und einer davon getrennten Dialektform auf der anderen Seite. Dieser Form der anderen Seite ist damit auf jeden Fall soziale Markiertheit zugeordnet. Die damit verbundene Bewertung muss nicht negativ sein, die Dialekte können zum einen als Repräsentationen von Natürlichkeit gedeutet werden, sie können andererseits gebildete Muster regionaler Bezogenheit repräsentieren.⁷ Der letzte Fall findet sich zum Beispiel weithin beim Niederdeutschen.

So sind denn Merkmale des Standards zwar nicht abgehoben von natürlichen sprachlichen Entwicklungen, diese werden aber doch weitgehend modifiziert. Standardverwendungen sind gekennzeichnet einerseits durch die Aufnahme emergenter Entwicklungen in den gesprochenen Varietäten, deren soziales und Verständigungsdach der Standard bilden soll, zudem ergibt sich aber eine deutliche grammatische Resystematisierung unter Schriftlichkeitsaspekten, sowie der Einfluss sonstiger interner und externer Regulierungen. Standardisierung verändert jedenfalls in grundsätzlicher Weise die Relation verschiedener Sprachgebrauchsweisen zueinander.

⁶ Wie immer man das typologisch am adäquatesten erfasst; vgl. dazu Harnisch 2001.

⁷ Zu diesen Entwicklungen vgl. Eichinger 2002.

Das Deutsche I: Emergentes

Im Sinn der vorliegenden Diskussion können wir vom Deutschen eigentlich erst seit frühneuhochdeutscher Zeit sprechen. Die zunehmende Trennung zwischen Autor, Schreiber und Leser, und vor allem die damit verbundene Entprofessionalisierung des Lesers führen zu Systematisierungseffekten, die im Konsens der Profis bis dahin für entbehrlich gehalten werden konnten.⁸

Der klassische Fall dafür sind vielleicht die Veränderungen im System der Substantivflexion, wo die Konsequenzen aus der zunehmenden Abschwächung der Nebentonsilben gezogen wurden, die das Mittelhochdeutsche geprägt hatte. So kam es aufgrund der Abschwächung der Nebentonsilben zum Verlust der thematischen Wortklassen. In der Folge dieser Entwicklung wurden die Substantive auf gänzlich neuer Basis klassifiziert. Es ergaben sich dabei bis heute nicht leicht durchschaubare Zuordnungen von Genus, Singular und Plural, die aber deutliche Tendenzen zu zentralen Typen aufweisen.⁹ Diese Regelungen sind auch alltagssprachlich durchwegs akzeptiert, an einigen Stellen gibt es Reflexe historischer Differenzen im Standardisierungsprozess. So gehören die bis heute fortbestehenden Unterschiede in der Klassenzuordnung von Wörtern wie *die Eckel das Eck* zu Differenzen, die im 17. und 18. Jahrhundert auch in religiösen Unterschieden begründet lagen. Allerdings nimmt heutzutage die Verwendung als Neutrum einen systematisch marginalen Platz ein; sie ist ein deutliches Merkmal für eine süddeutsche Sprachform; die Akzeptanz als Standardform dürfte daher variieren.

Für die Entwicklung zur Standardsprachlichkeit kennzeichnend ist ein Ausbau im Bereich der analytischen Verbformen, um den Bereich von Aspektualität, Temporalität und Modalität neu zu ordnen. Im geschriebenen Standard wird an dieser Stelle ein Ordnungsmuster vorgegeben, das eine gewisse Restriktion im Hinblick auf die alltagssprachlichen Möglichkeiten darstellt¹⁰ und auch Ambivalenzen der Kategorisierungen durch eine Einbettung in eine traditionelle grammatische Klassifikation überdeckt. Die Standardverwendung im Bereich des Verbs ist gekennzeichnet durch die Betonung der Paradigmatisierung auch der analytischen Formen. Logischerweise führt das auch zu einer veränderten Positionierung der synthetischen Formen, so dass der Prozess als Entwicklung von einer synthetischen hin zu einer analytischen Flexion bei weitem nicht hinreichend beschrieben ist. So ist es zum Beispiel

⁸ Für die Schreibung vgl. Stetter 1997.

⁹ Eine Systematisierung in diesem Sinn findet sich bei Eisenberg 1998, S.152–162.

¹⁰ Vgl. Weinrich [1964] ⁶2001, Thieroff 1992; zu einer gesprochenen Variante vgl. die Darstellung bei Maiwald 2002.

zwar unstrittig, dass unser Tempussystem durch Hilfsverbkonstruktionen erheblich ausgebaut worden ist. Allerdings ist die Zeitbedeutung im Tempussystem auf die beiden synthetischen Formen konzentriert. So gesehen, ist der Ausbau der anderen Tempora eine Erweiterung des Systems in den Bereich von subjekts- und objektsbezogenen Zustandsformen hinein. Entsprechend führen uns das subjektsbezogene *ist*-Perfekt und das objektsbezogene *haben*-Perfekt in eine Präsens-Welt mit Abgeschlossenheits-Signalen (die von der Partizip II-Form signalisiert werden) hinein.¹¹

Und man kann zwar die Grammatikalisierung der Artikelsetzung – um noch ein Beispiel aus der Nominalgrammatik anzusprechen – als eine Externalisierung der Flexion in ein analytisches Element hinein betrachten.¹² Aber auch die davon ausgehenden Informationen sind ambivalent. Gleichzeitig ist ja die flexivische Pluralkennzeichnung generalisiert worden ebenso wie die Morphologisierung des Umlauts in diesem Kontext. So kommt es insgesamt zu einer neuen Verteilung der verschiedenen Flexionstypen, der Präflexion im Artikel oder im Hilfsverb, der Binnenflexion, wie sie der Umlaut in der Pluralbildung repräsentiert, und der Postflexion, die im Pluralsystem und den einzelnen Elementen der Nominalgruppe insgesamt gilt. Sie ist ja der Kern jener Übereinkünfte in der Kongruenz, die man Monoflexion nennt.¹³ Das zeigt aber auch, dass die Behauptung, es ginge insgesamt um den Ausbau analytischer Formen, in dieser Einfachheit nicht zutrifft.

Das Deutsche II: Restrukturierungen

Klassischer Fall der Standardkennzeichnung ist die Orientierung der Aussprache an den Regelungen der Lautzuordnungen zu den Buchstabenwerten, wie sie logischerweise eine nördliche Aussprache prägt. In ihnen ist in den wesentlichen Merkmalen, die den Vokalismus der deutschen Standardsprache kennzeichnen, ein Restrukturierungsprozess abgelaufen, der zu einer Sprachform führt, wie sie keiner einzelnen gesprochenen autochthonen Varietät des Hochdeutschen eigen ist. So sind in der Standardsprache die Diphthonge in einer Weise ausgeglichen, dass zum Beispiel neuhochdeutsche Monophthongierung und Diphthongierung als Konsequenzen voneinander erscheinen. Lediglich die Ausspracheunterschiede in den hochdeutschen Mundarten für die alten und die neuen Diphthonge und entsprechende Unterschiede im Öffnungsgrad von Vokalen zeugen von den unterschiedlichen Systematisierungen im sprechsprachlichen und im Bereich des schriftsprachlichen Ausgleichs.

¹¹ Zur Erläuterung dieser Sicht s. Eichinger 1995.

¹² So etwa bei Eroms 1988.

¹³ Das wird im Einzelnen in Wurzel 1996 dargelegt.

Auch im Bereich der Zusammenwirkung der verschiedenen Mittel, mit denen und Stellen, an denen flektiert wird, finden sich schriftsprachliche Restrukturierungen ganz erheblichen Ausmaßes. So kann man den Ausbau der dezidiert an Klammerungen orientierten Strukturen des Deutschen als ein Merkmal verstehen, das im Kontext von Schriftsprachlichkeit vergleichsweise verständlicher ist als im Kontext von Mündlichkeit. Im Schreiben und Lesen nimmt sich bei einer Sprache, die grundlegend einer SOV-Ordnung folgt, ein Muster von Vorselektion und erinnerndem Abschluss, wie man die Klammern beschreiben könne, durchaus nicht als sinnlos aus. In diesem Kontext leistet sich das Kodierungssystem daher auch schreib-lesebezogene Redundanzen: z. B. die oben schon erwähnte teilweise Doppelung der Personeninformation in den Pronomina und den Flexionsendungen der Verben. Insbesondere der Erhalt der Personenendungen des Verbs ist sehr stark der schriftlichen Erinnerung geschuldet. Die Schreibung dieser Fälle folgt in extremer Form dem morphologischen Prinzip.

Das Deutsche III: Mischregulierung

Die Standardsprache ist dem überregionalen Ausgleich und damit in erheblichem Ausmaß der Schriftsprachlichkeit verpflichtet. Das führt zum Teil zu Interferenzen zwischen den Normen im Bereich von Mündlichkeit und von Schriftlichkeit.

Dafür finden sich verschiedene Beispiele auch aus dem harten Kern der Grammatik. So ist die Akzeptanz für die Verwendung der Präterita starker Verben in geschriebenen Texten weitaus höher als in gesprochener Sprache. Das hat gleichzeitig mit der zumindest unterschiedlichen Akzentuierung des Tempusgebrauchs zu tun. Aufgrund der Präferenz für das Perfekt ist der Status der starken Formen im verbalen Paradigma dann doch stärker, als es zunächst scheint. Denn selbst die Verben, die in den finiten Präteritalformen zum schwachen Gebrauch übergehen, behalten häufig im Partizip II die starke Form bei (etwa: [?]*buklbackte* – *gebacken*; *schwor*[?] – *geschworen*).

Historisch als ein Beispiel für solch einen Vorgang kann man auch die Durchsetzung der einfachen Negation und der Negationsaufhebung durch doppelte Negation betrachten.¹⁴

Auch bei manchen Dingen, die als syntaktische Entwicklungstendenzen gehandelt werden, die das Deutsche von heute kennzeichneten, handelt es sich um einen solchen Typ von Interferenzen. Gemeint sind hier Erscheinungen wie die Verwendung von *weil* mit Verbzweitstellung. Sie sind die Folgen typisch mündlicher Strategien der Enkodierung kausaler Verhältnisse mit einer

¹⁴ Auch das gilt als typische Grammatikerregelung.

„irgendwie“ begründenden Proposition als zweitem Element. Dabei steht im mündlichen Sprachgebrauch *weil* neben dem Paar *denn* und *weil* im schriftlichen Gebrauch.¹⁵

Varietätendifferenzierung

Was bei dem Prozess geschieht, der zu den standardsprachlichen Verhältnissen geführt hat, so ließe sich formulieren, die Beziehungen zwischen Sprechen und Schreiben hätten sich mehrfach gewandelt. Von einer Sprech-Schreibung zu einer Schreib-Schreibung und einer Druck-Schreibung und dann zum Druck-Sprechen. Und allmählich sind wir nun wohl auf dem Weg vom Druck-Sprechen zum Sprech-Drucken – der gesprochene Standard gewinnt wieder Merkmale der Gesprochenheit dazu und beeinflusst auf dieser Basis die Schriftsprache.

Gleichzeitig haben sich die normativen Verhältnisse allmählich verschoben. Bis zur Durchsetzung des Standards sind Mundart und Schreibart Wörter, die im Wesentlichen mediale Differenzen benennen, wenn auch spätestens seit dem 17. Jahrhundert die Idee der Mundart der Gebildeten, die als Basis der Hochsprache gelten soll, einen sozialen Blick einbringt. Aber erst unter standardsprachlichen Verhältnissen wird dann die gesprochene Welt der Dialekte zum ganz Anderen, einer Sphäre, die sich in deutlicher Distanz zur bürgerlichen Welt der Standardsprache befindet. Adäquates sprachliches Handeln im Raum der bürgerlichen Gesellschaft verlangt nach einer Anpassung an das neue Muster.¹⁶ Je nach der Stellung im deutschen Sprachraum führt das entweder zu einem System der Übergänge zwischen den zur Verfügung stehenden Varietäten oder zu einem System des Wechsels. Der Wechsel von Medialität zu Sozialität ist gleichzeitig ein Wechsel von relativ voneinander distanten Varietäten oder Clustern von Varietäten hin zu einer Wahl sozialer Markierungsoptionen, bei der die Varietäten eine ganz unterschiedliche Rolle spielen können.¹⁷

¹⁵ Das ist im Wesentlichen auch das Ergebnis der von Rath (2001, S. 378–382) referierten Diskussion dieses Phänomens.

¹⁶ Was hier als Zwang formuliert ist, schafft aber erst eine funktionierende bürgerliche Öffentlichkeit.

¹⁷ Ein Beispiel für das Übergangs-Modell liefern süddeutsche Städte, für den Wechsel das dialektthaltige Norddeutschland; zu den Einschätzungsfragen vgl. Huesmann 1998, Hundt 1992.

2. Variation und die Kategorie Nation?

2.1. Variation und die Historizität ihrer Bewertung

Auf diese Art und Weise erfährt Variation in der sprachlichen Welt eine soziale Bewertung. Welche Rolle spielt dabei das Konzept der Nation? Standardisierung korreliert zumindest im Deutschen nicht zufällig mit nationalen Organisationsphasen. Die Frage, die sich stellt, ist, was ging dieser nationalen Interpretation vorher, und: ist die nationale Interpretation nach wie vor tragfähig?

Die Frage nach dem Selbstbewusstsein und der Akzeptanz bestimmter sprachlicher Formen war in vornationaler Zeit durch eine regionale Zugehörigkeit geprägt, die durch die Kleinräumigkeit der damaligen Herrschaften überlagert war. Als Folge davon ist nach wie vor ein eher „süddeutsch“ geprägter von einem eher „norddeutsch“ geprägten Raum zu scheiden, getrennt sind sie durch die bis ins 19. Jahrhundert erreichte Einflussphäre Österreichs bzw. Preußens.¹⁸ Dazu kam eine zusätzliche religiöse Anbindung, die durch entsprechende Schriftsprachentwicklungen in mancher Hinsicht zu weiterwirkenden sprachlichen Differenzen führte. Des Weiteren war zumindest das 18. Jahrhundert geprägt von der Gewinnung eines mittleren bürgerlichen Stils, der sich außer von gewissen Ausschweifungen der deutschsprachigen Entwicklung („Kanzleystil“) von Formen und Einflüssen der Elitenkommunikation zu distanzieren versuchte.¹⁹

In der Schriftsprache wird dann zunächst schon eine Distanzierung zur „Pöbelsprache“ betrieben, die weniger sozial, denn als eine Wendung gegen zu starke mündliche Differenzen gesehen werden kann. Traditionell ist eine der Quellen für standardsprachliche Ansprüche die Sprache einer kulturell dominanten Region. Für Deutschland spielte für eine längere Zeit der Raum Sachsens eine solche Rolle, mit einem Höhepunkt im 18. Jahrhundert. Seit dem beginnenden 19. Jahrhundert wird die prägende Kraft des norddeutschen Raums insgesamt besonders betont. Und das ganz zu Recht, ist doch hier die Umkehr des Verhältnisses von Sprechen und Schreiben in paradigmatischer Härte erfolgt. Die alte Sprechsprache, das Niederdeutsche, scheidet völlig aus dem Feld der Variation im Deutschen aus: So muss sich eine neue Sprechsprache Raum greifen. Nicht ohne Folgen für das Deutsche blieb auch die andere Hypothese, nämlich die von der sprachprägenden Kraft bedeutender literarischer Autoren. In diesen Kontext gehört schon der traditionelle Luther-Bezug,

¹⁸ Genauer dazu z. B. Durrell 1989.

¹⁹ Diese Entwicklungen lassen sich anhand der Einträge in Brekle [u. a.] 1992ff. nachvollziehen.

der die schriftsprachliche Emanzipation des Deutschen in frühneuhochdeutscher Zeit leitet. Vielleicht am bemerkenswertesten ist hierbei der Einfluss der literarischen Sprache von Spätaufklärung, Empfindsamkeit und Klassik. Gerade in dieser Phase werden die Bedingungen von Einheitlichkeit und Variation im Deutschen neu ausdiskutiert.

In gewisser Weise einen pragmatischen Ausweg aus den Einseitigkeiten der bisher genannten Normvorbilder stellt die Position dar, die in der Schriftsprache die Durchsetzung des Sprachgebrauchs der Gebildeten im deutschen Sprachraum sieht. Der Rationalitätsdiskurs, der durch das ganze 18. Jahrhundert eine wichtige Rolle spielt, stellt eine gesellschaftliche Konsequenz aus dieser Ausgleichshypothese dar. Ihm entsprechen die sprachlichen Ideale, die darin bestehen, eine Art klassizistischer fingierter Gesprochenheit als Basis für die Schriftlichkeit anzusetzen und daraus dann eine neue Mündlichkeit abzuleiten. Diese Entwicklung wird dann gegen Ende des 18. Jahrhunderts aus zwei Richtungen gekippt. Einerseits wird die Natürlichkeit und damit Eigengesetzlichkeit des Gesprochenen betont werden. Das führt zu der angedeuteten sozial differenzierten Mündlichkeit im neuen System. Andererseits wird spätestens ab Kant auch die Spezifik des Schriftlichen wieder zu einem Thema (s. Eichinger 1996). Spätestens ab diesem Zeitpunkt wird das kulturelle Artefakt Standard in seinen Differenzierungen und mit seinen Folgen für das gesprochene und geschriebene Deutsch prägend für die Sprachkultur des Deutschen. Zu seiner weithin wirkenden Durchsetzung wird es noch des gesamten 19. Jahrhunderts bedürfen (s. Mattheier 1991).

So werden denn die meisten der geltenden Regeln in Johann Christoph Adelungs verschiedenen Werken in offenbar konsensfähiger Form zusammengefasst, durch die „kleindeutsche“ Nationalisierung unter der Führung Preußens wird dann der österreichbezogene Teil der Standardvariation ausgeblendet – die Orthographie- und Ausspracheregeln zeigen das deutlich. Die Schweiz, die sich zunächst an der nördlichen Reichsnorm orientiert, kommt allmählich in einen Identitätskonflikt, dem hier nicht weiter nachgegangen werden soll.

2.2. Und jetzt: Deutschland, Österreich und die Schweiz

Damit ist die Basis für die heutigen Verhältnisse gelegt, und auf nationale Ebene bezogen lässt sich der damit erreichte Zustand in folgender Weise resümieren. Die Kohärenz der Schriftkultur zwischen den deutschsprachigen Staaten hat sich bis heute erhalten. In ihr hat sich die Dominanz einer nördlich-bundesdeutsch geprägten Standardform mit einer entsprechenden an der Schreibung orientierten Aussprache als normatives Ideal niedergeschlagen. Das hat mit den Größenverhältnissen der Sprachgruppen ebenso zu tun wie mit den

historischen Bedingungen der Durchsetzung des Hochdeutschen im norddeutschen Raum. Demgegenüber haben sich in Österreich auch im Standardumfeld Entwicklungen gehalten, die auf die eigene Normtradition verweisen, die logischerweise durch eine größere Nähe zwischen regional markierten Sprechweisen und dem Standard gekennzeichnet ist. Die deutschsprachige Schweiz ist eher durch ein Distanzmodell gekennzeichnet, in dem die Verhältnisse von Schriftlichkeit und Mündlichkeit anders geregelt sind: Gesprochener Standard ist schweizintern ein mehr oder minder marginales Phänomen. Das führt logischerweise zu einem unterschiedlichen Verhalten gegenüber der möglichen Bandbreite des Standards abhängig von Nähe und Distanz der anderen Ausdrucksoptionen.

Erlaubt es diese an den Staaten orientierte Struktur, von nationalen Varietäten zu sprechen?

2.3. Varianten und Varietäten

Wie viele Varianten machen eine Varietät? Nach den bisherigen Ausführungen klingt diese Frage nach einer geradezu rhetorischen Frage, soll es aber nicht. Die Frage ist eher die, wie man die feststellbare Variation deutet. Geht es um die Entstehung eigenständiger Varietäten oder um eine Verschiebung des Toleranzbandes, was die Standardsprachlichkeit angeht. Dabei ergeben sich verschiedene Probleme, die erstens zeigen, dass das Konzept nationaler Varietäten zumindest von anderen normativen Strukturen überlagert ist, und zweitens, dass über die Relevanz verschiedener Definitionskriterien Unklarheit herrscht. Offenkundig ist die Behauptung, jede Abweichung um eine Variante ergebe eine eigene Varietät, wenig hilfreich. Was heißt Abweichung um eine Variante? Ein regionales Wort? Ein anderes Genus? Oder ein anderer Systemzug (z. B. „übertriebener“ Perfektgebrauch)?

Es ist nicht sinnvoll so zu fragen, da hier die Korrelationen zwischen den Systemteilen nicht gesehen werden, und andererseits nicht bedacht wird, dass die Signifikanz verschiedener Abweichungen unterschiedlich groß ist. So gesehen ist es zwar sicherlich sinnvoll, im Lexikon nationale Varianten zu verzeichnen, das System werden sie aber sicherlich nicht ändern. Andererseits reichen gewisse lautliche Eigenheiten aus, um die Charakteristik der Sprachform festzulegen. Insbesondere die gerne diskutierten unterschiedlichen Staatswortschätze vom Typ *Abitur/Matura* geben für einen alternativen Standard wenig her. Dennoch haben bestimmte Abweichungen im Wortschatz durchaus auch Signalcharakter für unterschiedliche regional verteilte System-

präferenzen. So hat etwa im österreichischen Deutsch die Verwendung von Diminutiva erkennbar einen anderen systematischen Stellenwert.²⁰

Wenig erhellend in Normfragen ist auch die Diskussion von Benennungsexotismen (*Golatsche*). Wenn man diesen Typ von Wörtern ernst nimmt, gibt es vor allem im alltagskulturellen Wortschatz eine ganze Menge solcher Benennungen, die mit dem Namen den Geschmack ihrer regionalen Herkunft mit sich tragen. Es macht nicht besonders viel Sinn, sie unmittelbar nach der Staatszugehörigkeit zu ordnen. So ist zweifellos *Obers* für *Sahne* oder *Rahm* ein Austriazismus, aber was sagt es wirklich über den Anteil am Sprachgebrauch des Deutschen, ein Wort wie *Labskaus* als Teutonismus zu bezeichnen. Das gilt insbesondere für die so genannten spezifischen Varianten. Hier überleben vielmehr die Geltungsräume traditioneller und älterer Lebenszusammenhänge. Und insofern trifft auch eine Beschreibung von unspezifischen Varianten (Typ: *Orange – Apfelsine*) auf nationaler Ebene nicht die relevanten Räume für diese Differenzen. Insbesondere im Hinblick auf die Frage des Standards und seiner Breite ist es daher interessant, wie die in Erarbeitung befindlichen Wörterbücher der nationalen Varietäten des Deutschen mit solchen Problemen umgehen werden.

3. Nationale Variation und nationale Varietäten

3.1. An ihren Merkmalen sollt Ihr sie erkennen

Die so genannten nationalen Varietäten sind Sprachformen, die gekennzeichnet sind durch eine Reihe als prototypisch angesehener Merkmale, an denen wir uns bei der Einordnung orientieren. Dabei ist die Benennung der in der Bundesrepublik Deutschland verwendeten Standardformen als nationaler Varietät aus mindestens zwei Gründen eher problematisch. Zum einen ist die Spannweite dessen, was auf diese Art und Weise als Variation aufgefangen werden soll, nicht nur graduell größer als im Fall von Österreich und der Schweiz. Und zum zweiten ist in Folge davon auch die Frage von Identifikation mit und Nähe zu den standardsprachlichen Formen weniger einheitlich zu beantworten.

Beides gilt besonders, wenn man als harten Kern der nationalen Varietät das ansieht, was Ulrich Ammon spezifische Varianten nennt, also jene Eigenheiten, die auf das jeweilige Staatsgebiet beschränkt sind. Denn aufgrund der

²⁰ Diese unterschiedliche Einschätzung wurde bei der Diskussion um die Einführung der österreichischen Autobahngebühr deutlich sichtbar; vgl. die bundesdeutsche Wahrnehmung der Benennung *Picklerl* für den entsprechenden *Aufkleber*; vgl. auch das Nebeneinander von Benennungen wie *Geschirrtuch* und *Geschirrhangerl*.

angedeuteten regionalsprachlichen Grundstrukturen sind spezifische Teutonismen, sofern sie nicht offizielle Amtswörter sind, mit hoher Wahrscheinlichkeit norddeutsch geprägt. So stellt Ammon selbst zu Recht fest:

„Insbesondere der süddeutschen Bevölkerung stehen viele Teutonismen keineswegs näher als die Austriazismen und Helvetismen; viele unterscheiden sich von ihrer Alltagsrealität sogar noch stärker.“

(Ammon 1995, S. 376)

Damit hat hier das Wort „nationale Varietät“ zumindest eine andere Bedeutung als in Anwendung auf Österreich und die Schweiz.²¹ Insbesondere erlaubt es solch eine Festlegung kaum, dem ebenfalls von Ammon konstatierten Tatbestand hinreichend Rechnung zu tragen, dass sich „[i]n der Tat [...] selbst heute das deutsche Deutsch nicht gerade besonders einheitlich“ (ebd.) präsentiere. So ist es fraglich, ob „nationale Varietät“ eine Kategorie darstellt, die im Hinblick auf die Charakteristik als „deutsche Standardsprache“ regionale Differenzierung angemessen erfassen kann. Damit ist ihr Wert als Beschreibungskategorie für bestimmte Grenzversteifungsphänomene entlang staatlicher Grenzen unbestritten, allerdings ist damit nur eine der relevanten Beschreibungsebenen angesprochen.

3.2. Grenzen des Standards

Wenn man Standard als eine normative Instanz für das gesamte sprachliche Leben im deutschen Sprachraum ansieht, kann er bei einer einigermaßen realistischen Sicht nicht als bis in alle Elemente hin bestimmte Einheit auf der sprachlichen System-Ebene verstanden werden. Vielmehr sind als Realisierungen von Standard Äußerungen einzustufen, die sich an zentrale Vorstellungen halten, die in der sozialen Norm mit Standard verbunden werden. Und schon diese Vorstellungen zeigen quer durch den deutschen Sprachraum eine gewisse Variation, bei deren erhöhtem Auftreten ein standardnaher Substandard erreicht ist. Vieles von dem, was jedenfalls in bisherigen Verzeichnissen zur nationalen Variation enthalten ist, lässt sich sinnvoller anhand dieser Kategorien diskutieren. Damit stellt sich die Frage nach den Grenzen der als Realisierung von Standardsprache zu verstehenden Äußerungen in anderer Weise.

²¹ Dass die Sache auch für Österreich so einfach nicht ist, sieht man an der Diskussion, die sich an der Dominanz von Wienerischem im „Österreichischen Wörterbuch“ entzündet hat; vgl. auch Scheuringer 2001, S. 108ff.

Zur Abgrenzung von Standard und Nonstandard ist es noch einmal hilfreich, auf die Überlagerung von Standard vs. Nonstandard bzw. von Schriftlichkeit und Mündlichkeit hinzuweisen. Die Schwierigkeit, einfache Antworten darauf zu finden, zeugt davon, dass die Reichweite von Variation in diesem Bereich keine Eigenschaft des Standards ist, sondern eine Frage der gesellschaftlichen Akzeptanz als Standard, die im Falle einer plurizentrischen Sprachkultur seit einiger Zeit differierende Antworten pro Region hervorbringt. Das führt bei einer Definition des bundesdeutschen nationalen Standards anhand der spezifischen Varianten zu den oben zitierten überraschenden Folgerungen. Vor allem mit den Teutonismen werden neben tatsächlich prototypischen Erscheinungen eines bundesdeutschen Standards²² marginale regionale Varianten in die Festlegung mit aufgenommen, die man vernünftigerweise eher als Folgephänomene einer nördlichen Ausbuchstabierung von Standard verstehen sollte.²³

Prototypischer bundesdeutscher Gebrauchsstandard ist immer von regionaler Variation geprägt, das gilt insbesondere auch für seine mündlichen Realisierungsformen. Tatsächlich unterscheidet sich der Standard von den angrenzenden Varietäten des Substandards im Wesentlichen durch die normative Übereinkunft, die jeweiligen Sprachformen als adäquat für Kontexte höchster Öffentlichkeit anzusehen. Es ist offenkundig, dass das in stärker individualisierten Gesellschaften zu einer erhöhten Differenz und auch zu erneuten Auseinandersetzungen über Angemessenheitsfragen führt.

Für den auf regionale Differenzen abhebenden Diskurs, den wir hier führen, heißt das, dass Teutonismen also einen prinzipiell anderen Status haben als Austriazismen und Helvetismen.

Austriazismen und Helvetismen sind (vielleicht) national, Teutonismen areal.

3.3. Bedingungen von Variation

Die Stabilisierung der Standardsprache in der bundesdeutschen Gesellschaft ist die Voraussetzung dafür, dass nun in die Standardvorstellung Variation eingehen kann, ohne dass das Band der Standardsprachlichkeit gesprengt würde. Das hat eindeutig mit der Öffnung aus der reinen Schriftsprachigkeit hinaus zu tun, wie sie sich nicht zuletzt im Leitmedium des Fernsehens

²² Vermutlich alle Entsprechungen zu den spezifischen Austriazismen und Helvetismen.

²³ So unter den bei Ammon verzeichneten Teutonismen etwa die Frage der Stimmhaftigkeits-Stimmlosigkeits-Opposition bei Konsonanten, die Reibelaut-Aussprache von <-ig> im Auslaut, die Perfektbildung mit *sein* bei Verben wie *stehen*, der Wochentagsname *Sonnabend* usw.

niederschlägt. Diese Entwicklung geht deswegen ohne größere Schwierigkeiten ab, weil sie durch zwei Voraussetzungen begünstigt war. Zum einen von der Seite des Standards her: Es gibt ohnehin große Bereiche, die von Normierungen nicht hinreichend erfasst sind. Das gilt zum Beispiel für die Gebräuchlichkeit von Wortgebräuchen und Kollokationen, die zwar eine räumlich abgegrenzte Verteilung kennen, bei denen aber die Frage nach der Standardsprachlichkeit in keinem der Fälle aufkommt. Von der Seite des Substandards her ergibt sich zum zweiten, dass es keinen einheitlichen standardnahen Gebrauchsstandard für die Bundesrepublik Deutschland gibt.

3.4. Variabilität und ihre Bandbreite

Nun wird niemand die Existenz von Variation des gerade geschilderten Typs bestreiten. Streiten kann man allenfalls darum, inwieweit diese Variation zum Standard gehört oder als eine Art Interferenz aus den traditionellen Regiolekten zu verstehen ist.

Tatsächlich muss man hier unterscheiden: Es gibt auf der einen Seite tatsächlich die großräumiger und differenzierter werdenden Fortentwicklungen der traditionellen regiolektalen Formen. Sie lassen sich als Varietätenbündel mit gemeinsamen Kernmerkmalen verstehen, die es erlauben sie z. B. als Bairisch bzw. als bairisch geprägte Substandardform zu erkennen. Auf der anderen Seite stehen die prinzipiell im Deutschen ebenfalls räumlich gegliederten Realisierungen von Standardsprache und von standardnahe Substandard.²⁴ Durch sie ergeben sich Normräume, deren Umfang und geographische Zuordnung aus charakteristischen Eigenheiten durch Abduktion erschließbar sind: So definiert sich z. B. etwas wie „süddeutscher Standard“.

²⁴ Zu dessen generellen Merkmalen und seiner regional spezifischen Zuordnung vgl. die Ausführungen in Eichinger 2001.

Literatur

- Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin, New York: de Gruyter.
- Ammon, Ulrich (1997): Nationale Varietäten des Deutschen. Heidelberg: Julius Groos (Studienbibliographien Sprachwissenschaft. 19).
- Betten, Anne (2000): „Vielleicht sind wir wirklich die einzigen Erben der Weimarer Kultur“. Einleitende Bemerkungen zur Forschungshypothese „Bildungsbürgerdeutsch in Israel“ und zu den Beiträgen dieses Bandes. In: Betten, Anne (ed.): Sprachbewahrung nach der Emigration. Das Deutsch der 20er Jahre in Israel. Teil II. Tübingen: Niemeyer (Phonai. 45), 157–181.
- Brekle, Herbert E. / Dobnig-Jülch, Edeltraud / Höller, Hans-Jürgen / Weiß, Helmut (eds.) (1992–2001): Bio-Bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts. Die Grammatiker, Lexikographen und Sprachtheoretiker des deutschsprachigen Raums mit Beschreibung ihrer Werke. Band 1–7. Tübingen: Niemeyer.
- Durrell, Martin (1989): Die „Mainlinie“ als sprachliche Grenze. In: Putschke, Wolfgang / Veith, Werner / Wiesinger, Peter (eds.): Dialektgeographie und Dialektologie. Günter Bellmann zum 60. Geburtstag von seinen Schülern und Freunden. Marburg: Elwert (Deutsche Dialektgeographie. 90), 89–109.
- Eichinger, Ludwig M. (1995): O tempora, (o modi)! Synthetische und analytische Tempusformen in der deutschen Gegenwartssprache. In: Faucher, Eugène / Métrich, René / Vuillaume, Marcel (eds.): Signans und Signatum. Auf dem Weg zu einer semantischen Grammatik. Festschrift für Paul Valentin zum 60. Geburtstag. Tübingen: Stauffenburg (Eurogermanistik. 6), 105–120.
- Eichinger, Ludwig M. (1996): Regionalität als Kategorie der Sprachwissenschaftsgeschichte. Sprachwandel und Sprachwissenschaftswandel. In: Brekle, Herbert E. / Dobnig-Jülch, Edeltraud / Weiß, Helmut (eds.): A Science in the Making. Münster: Nodus, 197–219.
- Eichinger, Ludwig M. (2001): Sprache und Sprachgebrauch im Süden Deutschlands In: Knipf-Komlósi, Elisabeth / Berend, Nina (eds.): Regionale Standards. Sprachvariationen in den deutschsprachigen Ländern. Budapest, Pécs: Dialóg Campur Kiadó, 61–94.
- Eichinger, Ludwig M. (2002): Alltagssprache zwischen regionaler Bindung und sozialer Wahl. In: Wiesinger, Peter (ed.): Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000 »Zeitenwende – die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert«. Band 3. Bern [u. a.]: Peter Lang (Jahr-

- buch für Internationale Germanistik. Reihe A. Kongreßberichte. Band 55), 173–179.
- Eisenberg, Peter (1998 und 1999): Grundriss der deutschen Grammatik. „Das Wort“ und „Der Satz“. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Eroms, Hans-Werner (1988): Der Artikel im Deutschen und seine dependenzgrammatische Darstellung. In: Sprachwissenschaft 13, 257–308.
- Giesecke, Michael (1992): Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Harnisch, Rüdiger (2001): Grundform- und Stamm-Prinzip in der Substantivmorphologie des Deutschen. Synchronische und diachronische Untersuchung eines typologischen Parameters. Heidelberg: Winter (Germanistische Bibliothek. 10).
- Heringer, Hans-Jürgen (1980): Normen? Ja – aber meine! In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung. Der öffentliche Sprachgebrauch. Band I: Die Sprachnormdiskussion in Presse, Hörfunk und Fernsehen. Stuttgart: Klett, 58–72.
- Huesmann, Anette (1998): Zwischen Dialekt und Standard. Empirische Untersuchung zur Soziolinguistik des Varietätenspektrums im Deutschen. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik. 199).
- Hundt, Markus (1992): Einstellungen gegenüber dialektal gefärbter Standardsprache. Eine empirische Untersuchung zum Bairischen, Hamburgischen, Pfälzischen und Schwäbischen. Stuttgart: Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 78).
- Maiwald, Cordula (2002): Das temporale System des Mittelbairischen. Synchrone Variation und diachroner Wandel. Heidelberg: Winter (Schriften zum Bayerischen Sprachatlas. 6).
- Mattheier, Klaus J. (1991): Standardsprache als Sozialsymbol. Über kommunikative Folgen gesellschaftlichen Wandels. In: Wimmer, Rainer (ed.): Das 19. Jahrhundert. Sprachgeschichtliche Wurzeln des heutigen Deutsch. IDS-Jahrbuch 1990. Berlin, New York: de Gruyter, 41–72.
- Mattheier, Klaus J. / Radtke, Edgar (eds.) (1997): Standardisierung und Destandardisierung europäischer Nationalsprachen. Frankfurt/Main [u. a.]: Peter Lang (Variolinguua. 1).
- Rath, Rainer (2001): Mediale Differenzierungen. In: Fleischer, Wolfgang / Helbig, Gerhard / Lechner, Gotthard (eds.): Kleine Enzyklopädie Deutsche Sprache. Frankfurt/Main [u. a.]: Peter Lang, 363–383.
- Scheuringer, Hermann (2001): Die deutsche Sprache in Österreich. In: Knipf-Komlósi, Elisabeth / Berend, Nina (eds.): Regionale Standards. Sprachvariationen in den deutschsprachigen Ländern. Budapest, Pécs, 95–119.

- Sonderegger, Stefan (1979): Grundzüge deutscher Sprachgeschichte. Diachronie des Sprachsystems. Band I. Einführung, Genealogie, Konstanten. Berlin, New York: de Gruyter.
- Steger, Hugo (1988): Erscheinungsformen der deutschen Sprache. 'Alltagssprache' – 'Fachsprache' – 'Standardsprache' – 'Dialekt' und andere Gliederungstermini. In: Deutsche Sprache 16, 289–319.
- Stetter, Christian (1997): Schrift und Sprache. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Thieroff, Rolf (1992): Das finite Verb im Deutschen: Tempus, Modus, Distanz. Tübingen: Narr (Studien zur deutschen Grammatik. 40).
- Weinrich, H. [1964 Stuttgart: Kohlhammer] (⁶2001): Tempus. Besprochene und erzählte Welt. München: Beck.
- Wurzel, Wolfgang Ullrich (1996): Morphologischer Strukturwandel: Typologische Entwicklungen im Deutschen. In: Lang, Ewald / Zifonun, Gisela (eds.) (1996): Deutsch – typologisch. IDS-Jahrbuch 1995. Berlin, New York: de Gruyter, 492–524.